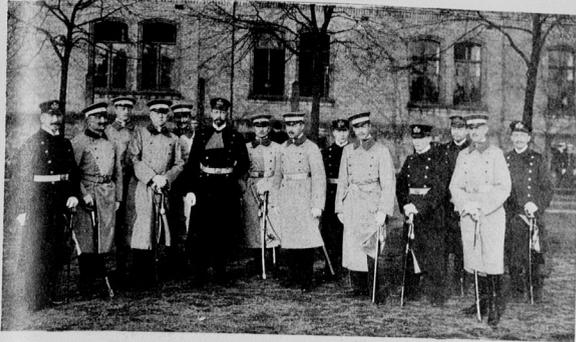


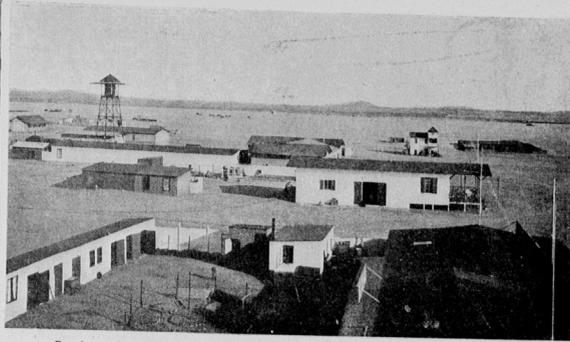
DER WELT SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



Prinz Heinrich und die Offiziere der Deutsch-Südwest-Afrika-Expedition vor der Abfahrt aus Kiel am 20. Januar.



Swakopmund, der Hafenplatz und Hauptort der gleichnamigen Bezirks-hauptmannschaft in Deutsch-Südwest-Afrika.



Ein deutsches Hotel in Windhuk.

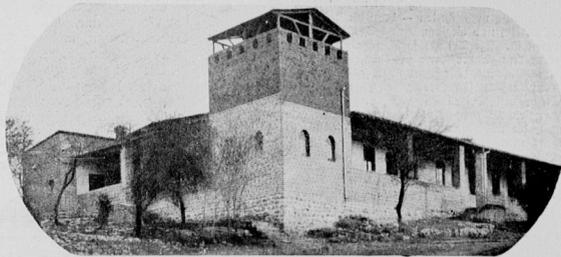
**Neu-Deutschland
in Aufruhr.**
Illustrationen
aus Deutsch-Südwest-
Afrika.



Militärstation Otjimbingue, vom Garten aus gesehen.



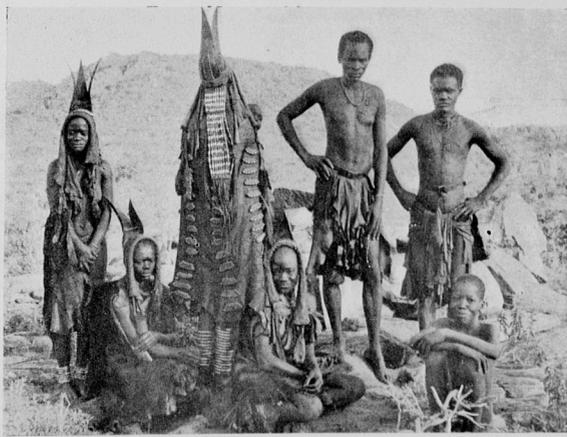
Die Kaiser Wilhelm-Strasse in Windhuk.



Das belagerte Gouvernementshaus in Windhuk.



Zusammenkunft der deutschen Gouvernementsbeamten mit einem Häuptling.



Eine Hererofamilie. Die Frauen in ihrer mit Perlen besetzten Tracht.



Pariser Reform. Yalla, Paris, phot.

Die beachtenswerte Neuheit stellt unsere Vorkollegin dar, die wie als Nachtrag zu unserem Salonmoder-Artikel in Nr. 7 bringen. Wie man weiß, sind neuerdings die Pariser Künstler für das von Deutschland erkundete Reformgewand bereit eingetreten. Sie haben auf den Wert dieser Tracht für die Gesundheit der Frau hingewiesen. Aber sie haben gleichzeitig betont, daß diese sogenannte künstlerische Tracht erst dann sich durchsetzen wird, wenn sie verächtlich durch der Pariserinnen Grazie und Kleiderkunst nach Deutschland zurückkehrt. Das ist geschehen, und sie wurde, nicht zu ihrem Schaden, ein Mittelglied zwischen Reform- und Empire- und Feingehärd, ein persönliches Gewand, das nicht nur die überaus graziose Trägerin des pflüchten weichen Stoffgewandes entzückend liebt, sondern eine weniger schöne Erscheinung tatsächlich schön machen kann. Freilich wird man vorläufig noch scheitern — denn die Taillelinie markiert sich, aber so weich und biegsam, daß das Mieder wirklich nicht Stoff genannt ist. Die Toilette fließt, schmiegt sich an und gewährt demnach dem Körper Bewegungsfreiheit. Ihr wesentlicher Reiz ist ihre Macht. Sie ist locker, aber dennoch einfach. Den unteren Rand des Gewandes zieren Zümpchen, darüber sind a jour Embleme aus Spitzen eingelassen und darüber zieht sich eine Spitzengirlande hin. Das Kostüm wird von einer Weste umrandet, die mit Sammetbändern geschmückt ist. Sammetbänder tragen die kurzen dultigen Ärmel. Die Frisur ist mit Giffonblumen verflochten, aber überaus einfach, grazios und pikant. Der Eindruck, den die Toilette macht, ist durchaus vornehm. Das gewisse Etwas, das mit den Wertes, Pariser Schick, noch nicht ganz erschöpft ist, liegt über dem gerade durch seine Schlichtheit bestechendem Stoffem. Alles in allem eine schöne Frau in einem schönen Kleide.

Die Frisur.

Von Jean Madeline. Autorisierter Uebersetzung von Alice Sobersky.

Die kleine blonde Madame Koffier erwartet den Friseur. Madame Koffier ist eine fröhliche Frau mit tiefen Grübeln in den Wangen. Aber heute ist sie noch fröhlicher als sonst, denn heute ist Ball bei der Unterpräfektin. Man kann sich denken, daß seit vierzehn Tagen alles Denken und Trachten nur darauf gerichtet ist. Die Schneiderin mußte zur Eile getrieben, die Sandstühle geräumt, die neuen Längel geist werden — welche Aufregung! Und unter diesen Umständen hatte sich Madame Koffier entschlossen, sich von Francis frisieren zu lassen.

Von Francis! Das ist ein Geizhals! Dem einzeln! Obwohl sie es noch niemals versucht hat, ist sie überzeugt, daß nur er zu frisieren versteht! Alle Damen der Gesellschaft reifen sich um ihn. Und heute besonders! Er muß allen die bestimmte Stunde festsetzen vom frühen Morgen bis kurz vor der Gesellschaft.

Und man möchte wollen oder nicht, man mußte sich die unpassenden Tageszeiten gefallen lassen. So kam es, daß die Frau des Notars um acht Uhr morgens und die Präsidentin um zehn Uhr abends frisieren wurde. Madame Koffier kam um ein Uhr an die Reihe. Um ein Uhr mittags, um abends auf den Ball zu gehen.

Es ist schon fast zwei Uhr, als es klingelt und leuchtend Monsieur Francis zu Madame Koffier herbeieilt. Gewandt und schnell löst er die Flechten, glättet das Haar, teilt es, und steckt es geschickt hoch — dabei nimmt er ein Stück Brot aus der Tasche und beißt eilig hinein.

„Nein, heute ist es zuviel! Ich hatte noch nicht einmal Zeit zu frühstücken.“ Und er plaudert!

Madame Vermaize wird heute in einem gelben, mit Spitzen besetzten Kleide erscheinen. — Fräulein Bernance hat wirklich kostbare Toiletten geliefert. Der Herr Unterpräfekt soll fast täglich große Kisten aus Paris bekommen. Es wird ein großartiger Coiffon getanzt werden. — Hier noch eine Nadel und da. — So — und der Künstler geht ein paar Schritte zurück, um sein Werk besser bewundern zu können.

„Wie entzückend Madame aussehen! Sie können wirklich sehr zufrieden sein. Es wird entschieden die beste von allen heutigen Frisuren sein.“ Mit erster Stimme fügte er hinzu: „Und ich darf die Gnädige wohl bitten, sich ein wenig in acht zu nehmen und so ruhig wie möglich zu halten!“ Und dann ging er eilig wie er gekommen war.

Die kleine Madame Koffier betrachtete sich im Spiegel. Sie sah ganz verändert aus. War sie eigentlich hübscher als sonst? Es schien ihr, als wisse dieser komplizierte Aufbau gar nicht zu ihrem kleinen Gesicht. Standen die schweren Flechten, die sie selbst sich jeden Morgen aufsteckte, nicht besser zu ihren ladenden Wangen? Aber sie wagte es sich nicht einzusetzen, Francis hatte sie doch frisirt. Madame Koffier fühlte nur noch die heilige Pflicht, das Kunstwerk Francis zu hüten. Der Gedanke erfüllte sie mit Unruhe und Würde. Zwei setzte sie sich auf einen Stuhl; sie wagte nicht sich zu rühren.

Die Uhr schlug halb drei — und sie dachte daran, daß sie bis um zehn Uhr so dastehen müsse. — Sie zählte an den Fingern, eine, zwei, drei, vier — sieben Stunden. Sieben Stunden, in denen sie sich still halten sollte, eine so lebhaft Frau wie sie. Wie sollte sie die Zeit totschlagen?

Sie sitzt jetzt schon eine halbe Stunde so. Sie lüchelt nach einer ruhigen Beschäftigung, wie eine Handarbeit oder Näherei, aber sie kann nichts finden! Und der Gedanke an den Ball läßt ihr nicht die Ruhe zu ihren sonstigen Beschäftigungen.

Sie betrachtet jetzt eingehend die Bilder, die das Zimmer schmücken. Noch niemals hatte sie sie so genau angesehen. — Dann beginnt sie zu lesen, aber sie blättert nur im Buche und legt es bald wieder aus der Hand. — Vier Uhr! — Noch sechs Stunden. Madame Koffier fängt

an sich zu langweilen! Es dämmert bereits, doch niemand bringt die Lampe. Sie ruft nach dem Mädchen. — Keine Antwort. — Am liebsten möchte sie sich die Lampe ja selbst zurechtmachen, wie sie es so oft tut, aber sie wartet es nicht.

Von Minute zu Minute wird es ihr schwerer stillzusitzen. Sie ist schon ganz schlecht gelaunt. Ihr hübsches, sonst stets heiteres Gesicht ist in finstere Falten gezogen. Ihre sonst freundliche Stimme klingt schroff und unfreundlich, als sie mit dem Kindermädchen spricht, das endlich zurückgekommen ist. Diese versteht die unfreundliche Behandlung nicht. Was hat nur die gnädige Frau? Ihr Gesicht sieht ganz anders aus als sonst, sollte sich auch ihr Herz verwandelt haben? Ja, auch ihr Herz hatte sich verwandelt, denn als der kleine Jacques, das Baby von zwei Jahren, wie immer sie umarmen will, um ihr gute Nacht zu sagen und noch ein wenig auf ihrem Schoß herumklettern will, sieht sie ihn heftig zurück.

Der kleine sagt bitterlich zu weinen an, und das Mädchen muß ihn in das Nebenzimmer tragen. Sie bemüht sich allein zu Tisch, mitteillosen allein, denn ihr Mann kommt heute erst spät nach Hause. Sie kann nicht einen Bissen herunterbringen.

Und als endlich ihr Gatte kommt, wirft sich die kleine Madame Koffier schluchzend in seine Arme. Er tröstet sie sanft, wie er das so gut kann. . .

„Na Kindchen, was hast Du denn?“

Und nach und nach beruhigt sie sich wieder und in ihre Augen tritt ihr altes, sonniges Lächeln. Wählich löst sie einen Schrei aus. „Nerrort, was habe ich gemacht!“

„Was denn?“ Fragt ihr Gatte bestürzt. Mit einem Satz steht sie vor dem Spiegel. „Die schöne Frisur von Francis!“

Die arme Frisur! Sie war vollkommen zerstört! „Nein, nein, jetzt ist alles vorbei!“

„Auf! Auf!“ sagt ihr Gatte innig. „Ich mache es Dir wieder. Du wirst mal sehen, ich kann das sehr gut.“

Madame Koffier setzt sich im Korsett an ihren Toilettenstisch, und ihr Gatte beginnt, wie er es ihr versprochen, sie zu frisieren.

Er greift mit den Händen in die langen, blonden Locken. Strömten die Flechten wieder betäubenden Duft aus? —

Der Herr Unterpräfekt und seine Gemahlin empfangen schon ihren Besuch, die Musik hat schon begonnen, es wird nicht zu spät sein. . . . Die höchste Zeit — aber er beugt sich nicht.

Er starrt auf ihren weissen Nacken und die wundervoll geformten Schultern. Seine Hände streifen ihre kühle Haut und er zittert. . . . Wie süß die Weiden duften.

Und er beugt sich nieder und schaut seinem Weib tief in die Augen. — „Glanz dort nicht derselbe eigentümliche Schimmer wie in den Feinen?“ Und er beugt sich tiefer zu ihr herab und mit leiser Stimme fragt er: „Liegt Dir sehr viel daran auf den Ball zu gehen?“

Zufammenschauend schmiegt sie sich fester an ihn: „Nein, Liebster. Wir wollen nicht hingehen!“

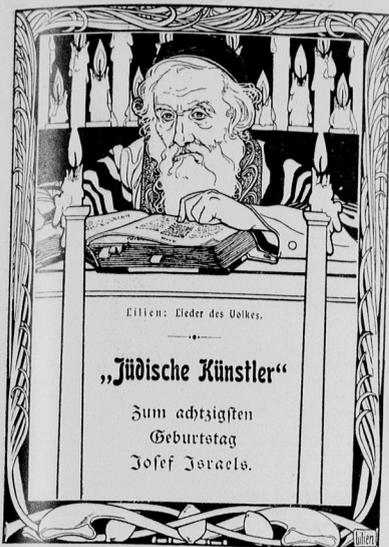


Edzard Fürst zu Innhausen und Knyphausen.

der Präsident des preussischen Herrenhauses, preussischer Reichstagsmitglied, wurde am 14. Dezember 1827 in Hannover geboren, ist gleichzeitig Mitglied des Deutschen Reichstages und Vorsitzender des hannov. Landtages. Am 1. Januar 1860 in den Fürstentum erhoben, gehört Fürst zu Innhausen dem Reichstag als Mitglied der Deutsch-Konserverativen Partei an. Fürst Edzard zu Inn und Knyphausen ist seit 1861 verheiratet und besitzt acht Töchter und einen Sohn.



Von der Welt-Ausstellung in St. Louis: Das Gebäude der bildenden Künste.



Siehe sechs Illustrationen aus dem Werke „Jüdische Künstler“. Herausgegeben von Martin Buber.

Am heutigen Tage wird Josef Israels, der Meister so vieler großer Kunstschöpfungen, achtzig Jahre alt. Wie er selbst recht spät zur Kunst gekommen ist, so ist es auch erst dem Alternden beschieden gewesen, seinen Namen über die Grenzen der holländischen Heimat und über die Grenzen der engeren Kunstgemeinde hinaus in die Bevölkerung bringen zu sehen. Nun aber hat man auch in Deutschland den kleinen, so gebrechlich erscheinenden Mann, der im Äußerem ein wenig an Rudolf Virchow erinnert, als einen Vordenker der Palette lieben gelernt.

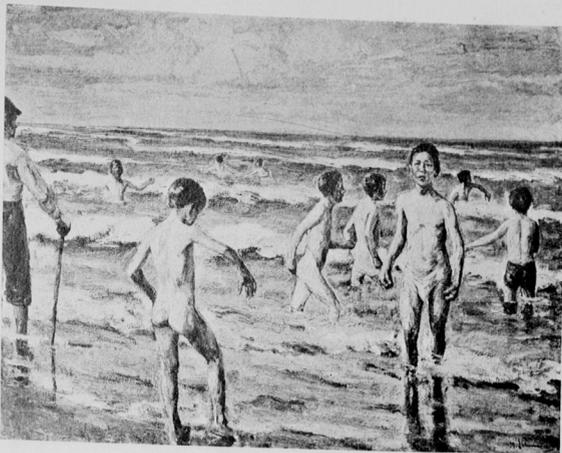
Seinem Ruhm heute durch Worte noch etwas hinzufügen wollen, hieße Marmor in die Siegesallee tragen. Es erscheint richtiger, bei der Gelegenheit seines achtzigsten Geburtstages die deutschen Verehrer des Malers auf ein Sammelwerk hinzuweisen, in dem er einen breiten und seiner würdigen Raum einnimmt.

Es ist das Werk „Jüdische Künstler“, herausgegeben von Martin Buber und im „Jüdischen Verlag“ Berlin erschienen. Sechs Künstler mosaischen Glaubens werden darin behandelt und durch charakterisierende Worte hervorragender Fachschriftsteller sowie durch Reproduktion einiger Arbeiten dem Interesse des Lesers nahegeführt. Die Künstler heißen Josef Israels, Lesser Ury, E. M. Lilien, Max Liebermann, Solomon J. Solomon, Jehuda Epstein; ihre Biographien sind der Reihe nach Fritz Stahl, Martin Buber, Alfred Gold, Georg Hermann, S. L. Benjufan und Franz Savaas. Die beiden zuletzt genannten Maler, der noch junge Engländer Solomon und der aus Weisrussland stammende

und mit dem ganzen Glend russischen Judentums vertraute Epstein sind dem deutschen Publikum noch fremd; von Epsteins Namen gibt uns unsere Bilder ein interessantes Beispiel. Dagegen sind die vier anderen Maler auch dem kunstfreundlichen Laien längst vertraut und in gewissen Abteilungen wert geworden.

Voran steht Josef Israels. Mit großer Feinheit und mit dem Bewusstsein echter Liebe zeichnet Fritz Stahl sein Charakterbild. Er zeigt, wie Israels, ein Kind des Amsterdamer Ghettos, von vornherein auch zu dessen malestischen Interpreten bestimmt war, wiewohl er unter dem Druck der Konvention zuerst lange Jahre auf anderem, seiner Natur fremdem Wege wandelte. Es wird geschildert, wie Israels, als er erst die Harmonie zwischen seiner Persönlichkeit und seinen Aufgaben gefunden hatte, der

Realist wurde, der seine Bilder zugleich mit einem unendlich zarten und empfindungsreichen, wahrhaft dichterischen Geist erfüllte. So spricht Stahl seinen Künstler als einen im tiefsten Sinne „frommen Mann“ an. „Auch sein Werk“, sagt er, „ist ein „heiliges“, wie das jenes spanischen Dichters, dem er seine eigenen Züge geliehen hat.“ Mit Lesser Ury, dem „ekstatischen Koloristen“ der gegenwärtigen Kunst, beschäftigt sich Martin Buber in einem Aufsatz, der — die Schwächen des Malers geistreich verhüllend — Lesser Ury als den spezifisch jüdischen Künstler bezeichnet. In ihm äußert sich jenes schreckliche Ringen nach der Schrankenlosigkeit und das Gefühl der allein schrankenlosen Weltlichkeit, die die typischen Züge des Judentums waren. Aus den wiedergegebenen Arbeiten Lesser Urys veröffentlichen wir eine der Landschaften, die



Max Liebermann: Badende Jungen.

dem Kunstfreund mehr genaugut dürften, als die figurlichen Darstellungen des Malers.

E. M. Lilien ist den Lesern des „Welt-Spiegel“ kein Unbekannter. Als Kopist der Schachspalte finden sie gelegentlich das von Lilien gezeichnete „Märchen vom Schach“, eine schöne Probe für die pathetisch stilisierende Eigenart des Künstlers. Liliens Entwicklung und sein künstlerisches Wesen werden in dem Werte „Jüdische Künstler“ von Alfred Gold dargestellt. Wie Fritz Stahl einen Josef Israels aus seiner Herkunft entwickelt, so analysiert auch Gold den noch jungen Lilien als das Kind enger Verhältnisse, der indessen vom Vater Drechslermeister im galizischen Dretsch Trohobez schon den künstlerischen Zug, vornehmlich aber die Sauberkeit in allem Handwerklichen übernommen hat. Lilien, einer der Neuerer im jüdischen Judentum — Neuerer, indem sie an die alte Herrlichkeit Zions anknüpfen — Lilien hat den Zug ergreifender Heiterlichkeit. Wie vom Hauch des Salomonischen Tempels unweitert, ist er reich im Detail, aber nie ermüdet er uns durch das Detail. Er ist voller Leidenschaft, indessen ist sein Temperament stets im Rahmen einer künstlerischen Gebundenheit, die hier und da aber in eine gewisse Starrheit, als in Zuchtlosigkeit mündet. Gold spricht ihm zu, daß er nicht nur die Ausdrucksmittel, sondern auch die Empfindungswelt erweitere, die der bildenden Kunst sich erschließt. Doch steht der Biograph festlich der Annahme gegenüber, daß hier „eine neue und jüdische Art von Kunst“ geschaffen werde.

Vortreffliche Ausführungen aus der Feder Georg Hermanns beschäftigen sich mit Max Liebermann. Er ist ihm der von Jugend auf fertige Künstlercharakter, der wohl äußerlich, aber keine innerlichen Wandlungen mehr durchmachen konnte. Mit starken Tönen wird die Vielseitigkeit Liebermanns hervorgehoben, der in Holland wie in Italien, in Landschaften wie in der Naturmalerei, im großen



Jehuda Epstein: Ein Geheimnis.

Zum 80. Geburtstag Josef Israels.



Josef Israels auf einem Spaziergang im Berliner Tiergarten. Aufnahme von Becker & Maass, Berlin.



Josef Israels: Erwartung.



Lesser Ury: Landschaft.



Miss Isadora Duncan in dem altgriechischen Kostüm.

Monumentalgemäde wie in den lyrischen Wirkungen kleiner Genrebilder gleichermaßen zu Hause sei.

So gibt das Werk, wo immer man es aufschlägt, des Anregenden viel. Sein Titel und seine Abicht wird in einer Vorrede Martin Bubers erklärt. Man wird der dialektischen Schärfe seiner Ausführungen Ehre geben müssen, ohne sich allen Behauptungen und Schlussfolgerungen anschlüsseln zu können. Am übrigen erhebt Martin Buber für das Buch nicht den Anspruch des Abschließenden und endgültig Zusammenfassenden. Er meint, der Zweck sei vollauf erfüllt, wenn es dazu beiträgt, ein bewußt jüdisches Kunstpublikum zu schaffen, das seine Künstler kennt und liebt.

Das ist nun wohl eine zu enge Umgrenzung. Das Werk hat sich ebensowohl an nichtjüdische Kreise zu wenden und darf seine neuen Schemata errichten. Oder gehört etwa nicht Josef Sornach, der verehrte Achtziger, den heute die Kunstwelt der ganzen Welt feiert, wie immer er auch ein „jüdischer Künstler“ sein mag, über alles Trennende hinaus der gesamten Kulturwelt?

Dies und Jenes.

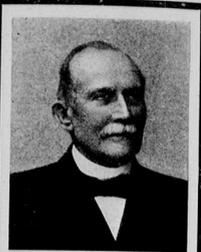
Wie Aroon zu seinem Kaiser kam. Die Araber erzählen von dem Ursprung der Dynastie ihrer Herrscher folgende Legende: Die Favoritin des Königs einer Provinz im Norden Chinas ging am Meer eines Flusses spazieren. Da bemerkte sie plötzlich einen kleinen Fabel, der bald die Form eines Eis annahm, und aus diesem Eis sah sie ein Kind herauskommen, das sie dem König, ihrem Herrn, brachte. Der wütende König aber warf das arme Kind den Schweinen zum Fraß hin; diese pflanzten es jedoch sorgfältig und gaben ihm zu essen, hielt es zu verpflegen. Als der König das sah, war er erstaunt und ließ das Kind in den Palast bringen und nannte es „Licht des Ostens“. Der Knabe wuchs heran und wurde ein tüchtiger Schütze; aber seinen unbeständigen Beschützer packte bald die Gierigkeit, und er verjagte ihn. Der Flüchtling kam an den Jalusuf; nachdem er einen Fieß ins Wasser geworfen hatte, tauchten die Fische sofort zu Tausenden auf und bildeten mit ihrem Körper eine Brücke, die er überqueren konnte, so daß er an-

andere Meer gelangte. Dort fand das „Licht des Ostens“ einen liebeswürdiges Volk, das ihn zum König wählte.

Die Kanonen des „Kaisers der Sahara“. Jacques Lebaudy, der noch immer im Savoy-Hotel in London weilt, vervollständigt ruhig, aber schnell seine Rüstungen für die Befehung seines „Kaiserreichs der Sahara“, das er in der Tat ja noch nicht erobert hat. In Paris hat er eine große Menge Maschinengewehre, Maximgeschütze, Kanonen, Hotchkiss-Kanonen und Miniatoren gekauft. Alles ist über London nach den kanarischen Inseln geschickt worden. Seine Marine hat auch in London 16.000 moderne Gewehre und Maxim und andere kleine Feldgeschütze gekauft, die in Flußschiffen nach der unteren Senegal befördert und nachts mit größter Heimlichkeit eingeschifft wurden. Auf den Frachtbriefen waren sie als „Waren“ bezeichnet und in Kisten mit dem Zeichen „Oy“ innerhalb einer Naute — wahrscheinlich der Anfangs- und Endbuchstabe von Lebaudy — verpackt. Lebaudy's Agenten rekrutieren eifrig ein Heer in der Schweiz und in anderen Teilen des Kontinents. Eine Truppe von 500 alten Soldaten soll unter der Fahne des „Kaisers“ dienen und die Eingeborenen im Gebrauch moderner Waffen unterrichten. Das Heer soll unter dem Befehl eines britischen früheren Obersten stehen. Pariser Finanzleute, die Lebaudy kennen, bezeichnen ihn als einen tüchtigen Geschäftsmann. Sie sagen, es liege viel Methode in seiner Vertriebsart, da das „Kaiserreich“, das er begründet zu haben behauptet, ein großes fruchtbares Land enthält, das hinter dem landigen Teil an der Küste zwischen Kap Zumb und Kap Bogador sehr reich an Mineralien ist. Der „Kaiser“ beabsichtigt, in seinem Lande zuerst einen Landungsplatz für seine Dampfer zu bauen. Die Pläne dazu sind schon entworfen. Außer den sechs Millionen Mark, die Lebaudy jetzt besitzt, wird er von seiner Mutter weitere hundert Millionen Mark bekommen. Ein bedeutender Pariser Finanzmann meint, daß Lebaudy mit seiner „Kaiserreich“-Idee ein riesiges Vermögen noch bedeutend vergrößern könne.

Der Hypnotismus im Reich des Negus. Herr Ag, diese merkwürdige Persönlichkeit, die es verstanden hat, sich dem Kaiser Menelik von Abessinien anzuwenden und dadurch

Würde der „Kabaisha“, einer Art von Kriminalkommissären zur Entdeckung von Verbrechern. Man rechnet auf ihren Scharfsinn, um die Schuldigen unter der Befehung eines hypnotischen Schicksals herauszufinden. Unlängst ereignete sich in der Hauptstadt Addis Abeba ein Feuerbrand, als deren Ursache man Brandlegung vermuten mußte. Es wurde nun ein Kabaisha gerufen und an der Brandstelle selbst in hypnotischen Schlaf versetzt. Das Kind begann bald in der Richtung auf Harar zu laufen. Sechzehn lange Stunden lief der Knabe und hielt nur an, um Atem zu schöpfen. Seine Geschwindigkeit war so groß, daß sogar die berufsmäßigen Käufer ihm nicht zu folgen vermochten. In der Nähe von Harar endlich bog der Knabe in einen Seitenweg ein, eilte über ein Feld und packte einen Mann, der dort ruhig arbeitete. Die ganze Erzählung hätte selbstverständlich seinen Zweck, wenn dieser Mann nicht der gefaschte Brandstifter gewesen wäre und das Verbrechen auf diesen plötzlichen Lieberfall hin eingeschanden hätte. Ein anderes Mal war in der Umgebung von Addis Abeba ein Raubmord begangen worden. Ein Kabaisha wurde herbeigebbracht und hypnotisiert. Unmittelbar darauf legte er sich in Lauf, ging in mehrere Tempel und einige Häuser und legte sich schließlich an der Tür einer Hütte nieder, deren Besitzer abwesend war, aber bei seiner Rückkehr verhaftet wurde. Der Bauer beleuerte seine Lufschuld, gestand das Verbrechen aber ein, als er durch den Negus selbst mit Fragen bedrängt wurde. Man forschte nach, wie er die seit dem Verbrechen verlaufene Zeit verbracht hätte und stellte fest, daß er sich genau mit denselben Umständen nach Hause begeben hatte, die von dem Kabaisha im Hinauf des hypnotischen Schlafes bis zur Hütte eingeschlagen worden waren. Dort hatte sich der Verbrecher, von Geisteskräften gepeinigt, auf der Schwelle niedergeworfen, was die hypnotisierte Knabe gleichfalls nachahmte. Wenn diese Dinge glaubhaft wären, so würde man sich wohl oder übel mit einer gewissen Anwendung des Hypnotismus auch bei uns vertraut machen müssen, denn die Entdeckung von Verbrechern ist eine so wichtige Aufgabe, daß fast jedes Mittel dafür heilig ist. Ob nicht aber vielleicht die Art der „Befragung“, die in Abessinien gegen einen wegen anderen Verbrechens Verdächtigen angewandt wird, mit Mitteln arbeiten, die auch einen Lufschuldigen zu einem Bekenntnis treiben können, das mißte man freilich zuerst wissen, ehe man an die Wundertaten der Kabaisha glauben möchte. Bei uns wird man von einem tüchtigen Kriminalkommissar wohl eher die Fälligkeit erwarten, andere Leute zu hypnotisieren, als sich selbst hypnotisieren zu lassen.



Staatsminister a. D. Albert v. Maybach.

Am 82. Lebensjahr starb am 21. d. M. in Berlin der frühere preussische General-Intendant v. Maybach, der sich durch die Verstaatlichung der preussischen Eisenbahnen ein unergänztliches Verdienst erworben. Fast 50 Jahre lang stand Maybach im Staatsdienst, den er im Jahre 1891 betrie.



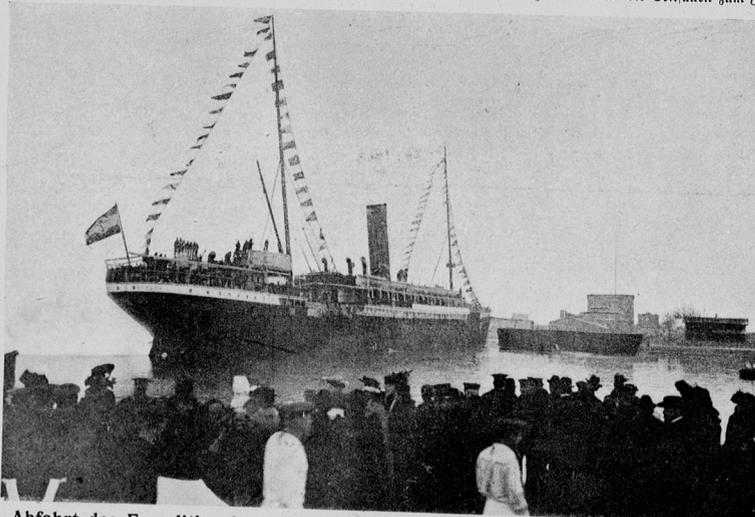
Miss Isadora Duncan und ihr griechischer Knabenchor.

zum allmächtigen Minister des Reichs zu machen, hat bei seinem letzten Aufenthalt in seiner Schweizer Heimat aus seinen reichen Erfahrungen in Abessinien manches mitgeteilt, was auf die dortigen Kulturzustände ein neues Licht wirft. Aus diesen Aufzeichnungen erzählt der Pariser „Cosmos“ etwas über die Rolle, die der Hypnotismus in Abessinien spielt. Man erzählt dort eine bestimmte Zahl von Kindern, die zum Anfang noch nicht zwölf Jahr sein dürfen, zu der

Gewitter bei Scherffel auf hoher See. Aus Newyork wird berichtet: Ein ungewöhnliches Naturwunder spielten erleben die Passagiere des Dampfers „Teutonic“, von der „White Star Linie“, der am 17. Dezember in Newyork anfuhr. Er wurde 200 Meilen östlich von Newfoundland vom Sturme getroffen, und zwar während eines elektrischen Sturmes, der sich während eines heftigen Schneefalles ereignete. Übergläubige Zwischendeckpassagiere schrieben ihn der Tatsache zu, daß auf dem Schiff zwei frostsichere Mörder waren, die jetzt von Teutonic auslassen mußten.

Die beiden Mörder waren zurückgebracht worden. Die beiden sind auf eine Länge von 15 Fuß Holz. Der Holz gerillt wurden wie ein Balken und durch die aufgerollt und durch die Öffnung getrieben. Mehrere andere Blöcke schlugen nahe dem Schiffe ein und benutzten die Passagiere, von denen die meisten dem Sturm trostlos, um das Naturwunder von gleichzeitigen Schneefall und Wind mit anzusehen.

Ein moderner Trick. Die russisch-japanischen Verhandlungen wurden vor einigen Tagen sehr geschickt bei einem Eisenbahntraub auf der Postower Linie in Russland benutzt. Ein Kaufmann Kesselmann und ein Handwerker Bondarenko befanden sich in Gesellschaft eines eleganten jungen Offiziers, der den anscheinend bevorstehenden Krieg zu erörtern begann. Ich kenne alles von den Japanern“, bemerkte er hochmütig; Ich sie unter den Männern von Peking. Das einzige, worauf sie stolz sein können, ist ihre Bescheidenheit; ich habe mir etwas davon mitgenommen.“ Mit diesen Worten richtete er seinen Gefährten eine Porzellanflasche. Sie rochen daran und bald nachher — schickten sie ein. Als sie erwachten, fanden sie, daß ihnen alles Geld geraubt war. Ein falscher Schnurbar war alles, was von dem „eleganten“ jungen Offizier noch zu sehen war.



Abfahrt des Expeditionskorps von Wilhelmshaven nach Deutsch-Südwest-Afrika am Donnerstag, den 21. Januar.

Siehe auch die Bilder auf Seite 1. Aufnahme von Hans Breuer, Hamburg. Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. Verantwortlicher Redakteur: Reinhold Seligmann in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mölle in Berlin.